

Eine kleine Betrachtung über die Lage des niederländischen Ackerbaues

Von Dr. *Josephine van Anrooy*, Zürich

Die holländische Landwirtschaft wird in der Regel als ein Muster moderner Rationalität und Intensität, sowohl was die Produktion wie die genossenschaftliche und händlerische Zusammenfassung und den Vertrieb ihrer Erzeugnisse anbelangt, in einem Atem mit der dänischen Landwirtschaft genannt, und vielfach mit dieser, als von vorbildlicher freihändlerischer Gesinnung und freihändlerischem Mut getragen, gelobt. Es gehört deswegen doch sicher zu den nachdenklichen Tatsachen der Wirtschaftskrisis, dass die, in der vielfältigsten Weise weltwirtschaftlich gebundenen und unter einer ganzen Reihe von Depressionen und Depressiönchen leidenden Niederlande sich auch einer landwirtschaftlichen, genauer gesagt, einer Ackerbaukrise gegenübersehen, die nicht mehr mit dem Schlagwort, dass der Bauer nun einmal immer jammere, abgetan werden kann, sondern weite, auch städtische Kreise, beunruhigt.

Es lag also wohl nahe, dass ich, als einziger Bürger bzw. Bürgerin der *paesi bassi* in der Jahresversammlung der Statistischen Gesellschaft anwesend, im Anschluss an das Bild, das uns von der dänischen Landwirtschaft gegeben wurde, einige Mitteilungen hätte machen sollen und auch habe machen wollen. Weshalb sie verschluckt werden mussten, ist den Teilnehmern an der Aarauer Zusammenkunft bekannt¹⁾. Gerne komme ich der Aufforderung des Vorstandes nach, in der Zeitschrift nachzuholen, — ein wenig ausführlicher und wohl auch mit ein bischen anderen Worten —, wozu in Aarau die Zeit nicht mehr reichte.

Nun möchte ich aber auch an dieser Stelle von jedem Versuch einer irgendwie vollständigen Schilderung der Grundlagen der niederländischen Landwirtschaft, in der Art wie sie uns Herr Christian Sonne von derjenigen Dänemarks gegeben hat, absehen. Und zwar in erster Linie, weil ich hier, gerade aus allerletzter Zeit, sehr wenig und unvollständiges Material zur Verfügung habe. Sodann aber auch, weil es mir nicht liegt, ein Buch in deutscher Sprache in den Hauptzügen abzuschreiben, worauf ich hier besonders gerne hinweise, weil es ein vorzügliches und lebendiges Bild der produktionstechnischen und agrarökonomischen Grundlagen und Verhältnisse der niederländischen Landwirtschaft bietet²⁾.

¹⁾ Der Mangel an Zeit für eine ausgiebige Diskussion. (Red.)

²⁾ Dr. J. Frost, *Die Holländische Landwirtschaft, ein Muster moderner Rationalisierung*. Berlin, Julius Springer, 1930. Das Buch ist eine, an vielen Stellen stark gekürzte, teilweise ganz umgearbeitete Neuauflage des vor 25 Jahren erschienenen Buches des Verfassers: *Agrarverfassung und Landwirtschaft in den Niederlanden*, Paul

Mir ist hier nur daran gelegen, ein paar jener Zusammenhänge streiflichtmässig zu beleuchten, die man verstehen muss, will man sich von der grossen Konjunktur-empfindlichkeit, ja der Verwundbarkeit auch des niederländischen Ackerbaues eine Vorstellung machen.

I.

Wer darauf hinweist, dass sich der niederländische Ackerbau, wenigstens in einigen seiner Teile, in einer schweren Lage befindet, muss der Gegenfrage gewärtig sein, ob denn Holland, wenn man seinen berühmten Gartenbau nicht einschliesst, noch soviel Ackerbau besitzt, dass man seinem Wohlergehen oder Siechen grössere Bedeutung beizumessen berechtigt ist? Denn, wem die Niederlande nicht aus eigener Anschauung oder aus agrarpolitischer Literatur genauer vertraut sind, dem schwebt in der Regel unwiderstehlich das Bild des im engeren Sinn holländischen Vierecks zwischen den vier grössten Städten vor — und gar heute, im Zeitalter der Autoreisen, wird alle paar Tage in irgendeiner Zeitung das Erstaunen laut, dass einen die Windmühlen und Dauerweiden nicht von der Ostgrenze bis zur Nordsee begleiten!

Der Anteil der Hauptverwendungsarten, Äcker einer-, Wiesen und Weiden andererseits, an der Bodenfläche beträgt (1928) 27,4 bzw. 39,1 %, was, für das ganze Land, ein Verhältnis wie von etwa 2:3 ergibt. In den verschiedenen Landesteilen sind aber die Verhältnisse sehr ungleich. Ich möchte mich hier auf die aller kürzesten Angaben beschränken.

Die reine Weide beschränkt sich namentlich auf ein verhältnismässig kleines Gebiet in den beiden Provinzen Holland, Utrecht und Friesland.

Beim Brotgetreide steht der Roggen obenan, und er hat, bis zum Weltkrieg, selbst nicht was die Fläche betrifft, ab-, sondern, im Gegensatz zum Weizen, noch ein wenig zugenommen. Betrug doch die mit Roggen bepflanzte Fläche in den folgenden Jahrzehnten in runden Zahlen: 1851—1860 188.000, 1871—1880 196.000, 1901—1910 219.000, 1911—1920 211.000 ha; in derselben Zeit hat der Durchschnittsertrag per ha von 18 bis 24,4 Hektoliter zugenommen. Die betreffenden Zahlen sind beim Weizen folgende: 81.600, 86.000, 56.200, 59.500 ha, bei einer Zunahme des Durchschnittsertrages von 19 auf reichlich 30 Hektoliter ¹⁾.

Jedoch, es liegt auf der Hand, dass schon seit der Agrarkrise der achtziger Jahre keine der beiden Brotgetreiden mehr an und für sich rentabel, nirgends Hauptkultur ist, aber überall, nach dem Stande heutiger Wirtschafts-

Parey 1906, das damals für viele, auch für mich, gewissermassen eine Entdeckungsreise im eigenen Lande bedeutete und, noch nach einer Reihe von Jahren, vom Leidener Nationalökonom D. van Blom als «das für uns Niederländer etwas beschämend schöne Buch über unsere Landwirtschaft» bezeichnet wurde. Auch heute ist es noch immer Frost, dem wir das anregendste Gesamtbild, geschaut mit den Augen eines Agronomen, dem auch die Agrarverhältnisse einiger anderer Länder vertraut sind, verdanken. Die Vorarbeiten seines neuen Hollandbuches waren im Sommer 1929, vor der Zuspitzung der Lage in einigen Ackerbaugebieten, abgeschlossen. Das Buch enthält also nur Hinweise auf die Empfindlichkeit des komplizierten Apparates, verfolgte eben auch, als in erster Linie für deutsche Leser geschrieben, einen anderen Zweck.

¹⁾ Jahresbericht der Landwirtschaftsdirektion: Verslagen en Mededeelingen 1930, 2.

technik unentbehrlich und in der Regel ein Mittel, um andere Kulturen rentabel zu machen ¹⁾, oder aber die andere Seite des Produktionssystems — Viehwirtschaft und Molkereiwesen — zu ermöglichen.

Charakteristisch ist nun hier der grosse Gegensatz zwischen den Marschen ²⁾ und dem Sand.

Während auf den besten Böden (vorwiegend im Westen und Südwesten), einmal mit ihrer natürlichen Viehwirtschaft, sodann mit den «geborenen» Weizenböden, im wesentlichen eine unermüdliche Rationalisierung und Intensivierung ohne tiefgehende Umstellung der Produktionsrichtung vor sich gegangen ist, handelt es sich auf dem diluvialen Sand um eine andersartige Umwälzung, ja, diese Sandböden, seien es nun frühere Heideflächen oder Torfmoore, sind seit der grossen Agrarkrisis des 19. Jahrhunderts eigentlich überhaupt erst für eine intensive, marktmässige Wirtschaft geboren worden. Man konnte es sich, noch vor einem guten Jahrzehnt, von älteren Bauern erzählen lassen, dass beispielsweise in den östlichen Teilen der Provinz Oberyssel eine in allem wesentlichen «geschlossene Hauswirtschaft» mit ganz beschränktem Absatz auf nächstgelegenen Märkten wenigstens dort noch vorherrschte, wo die Heiden unabsehbar und die Wege herzlich schlecht waren.

Hier hat natürlich der Kunstdünger einen Umschwung in die Wege geleitet. Es ist aber eine nützliche Sache, sich zu vergegenwärtigen, dass auch diese östlichen Niederländer, «echte steifnackige, sächsische Bauern», wie Frost sie 1906 nannte, ihre 20, 25 Jahre und den ganzen Apparat der Staats- und Selbsthilfe, der sich seit den neunziger Jahren in Bewegung gesetzt hat, gebraucht haben, um sich — nicht bis zum «letzten» Bauer, das ist wohl nirgends, auch nicht in Dänemark, der Fall, aber doch wenigstens in ihrem gesunden Durchschnitt — in ihrem Denken und Handeln an eine gänzlich veränderte Weltlage anzupassen.

Auch jetzt noch sind in dieser Gegend die oft von schönstem Laubholz und grösseren Waldungen eingerahmten gelben Roggenäcker, die «Eschen», der Zauber der sommerlichen Landschaft. Aber die uralte «ewige Roggenwirtschaft» ist verschwunden, und für den Bauer ist der Roggen kein Marktprodukt mehr, sondern ganz überwiegend ein Mittel zur rentablen Gestaltung der Vieh- und Milchwirtschaft geworden. So hat Frost schon in seinem ersten Buch, 1906, die Grundlage der Produktion in diesen Gegenden geschildert, und so haben sich die Dinge seither in beschleunigtem Tempo weiterentwickelt. Butter- und Rindviehverkauf, in erster Linie Absatz von Schweinen und Schweinefleisch, seit einigen Jahren auch Baconexport. Ich selbst lernte diese Bauern im Sommer 1917, in einer sie erregenden Lage, kennen: die niederländische Regierung requirierte zunehmende Mengen Roggen für die Volksernährung und versprach dafür Mais, der nur unregelmässig und in abnehmendem Masse Holland erreichte.

¹⁾ Ausführlich bei Frost, im Kapitel Betriebseinrichtung.

²⁾ Ders. S. 40: «Die in den Niederlanden übliche Bezeichnung «Klei» deckt sich nicht völlig mit dem, was wir Ton nennen, . . . ist umfassender, etwa wie das Wort Marsch, mit dem es sich freilich auch nicht ganz deckt. Der Niederländer versteht unter «Klei» sowohl den wesentlichen Baustein der Marsch, d. h. den Ton, als auch die Marsch selbst.»

In den Grundzügen haben wir hier also eine der dänischen verwandte Entwicklung vor uns: vieh- und milchwirtschaftliche Veredlung auf der Grundlage des Ackerbaues.

Holland besitzt aber auch warenproduzierende Ackerbauggebiete von einer erstaunlichen, die Grenzen des kleinen Landes sprengenden Kapazität.

Unmöglich, hier nicht in erster Linie der Kartoffel zu gedenken, deren Anbau auf schier allen Böden, den allerschwersten ausgenommen, in allen möglichen Sorten und für alle Verwendungsmöglichkeiten, eine grosse Rolle spielt.

So finden wir beispielweise die Frühkartoffel in einem merkwürdigen Spezialgebiet unweit dem alten Hansastädtchen Enkhuizen an der Zuiderzee, und zwar als Vorfrucht zu Kohl. Die Erzeugung findet durchweg in gärtnerischer Kleinkultur, in Betrieben von 1—3 ha, statt, die in der Erntezeit für das von Hand zu verlesende Produkt regelmässig fremde Arbeiter brauchen. Denn die «Veiling» (Auktion) stellt an Qualität und Form der Knollen strenge Anforderungen. Der zentrale Verkauf in einem am Wasser gelegenen Gebäude, wo in der Haupterntezeit Hunderte von Kähnen vorbeiziehen und in rascher Weise verhandelt werden, gehört zu den wirtschaftlichen Sehenswürdigkeiten der Provinz Nordholland.

Der Verbau der Speisekartoffel gehört mancherorts zu den zentralen Kulturen, und so gross war, vor allem seit dem letzten Jahrzehnt vor dem Weltkrieg, die Zunahme der Fläche und noch mehr der Ernteerträge, dass, wann immer sich der Rest einer grossen Spätkartoffelernte auf eine ebenfalls reichliche Frühkartoffelernte legte, peinliche Preisstürze für die Produzenten unvermeidlich waren.

Im obengenannten nordholländischen Spezialgebiet, in dem, wie nicht selten in Holland, Acker- und Gartenbau fast unmerklich ineinander übergehen, ist die Frühkartoffel Vorfrucht zu Kohl aller erdenklichen Art.

Es ist für den Ausländer, der in Holland, materiell gesprochen, nur die international gewissermassen ausgebügelte Hotelkost kennt und auch hier in der Schweiz, wo alle möglichen Teigwaren eine so grosse Rolle spielen, kaum ganz vorstellbar, was die Zusammenstellung Kohl und Kartoffeln in der Volksernährung (im weitesten Verstande) bedeutet. Kohl und Kartoffeln oder Hülsenfrüchte und Kartoffeln, Kartoffeln und Winterrüben sind in beliebten und rationellen Mischgerichten unter Zugabe von Fleisch, Wurst oder mindestens Fett, im Winter förmlich der eiserne Bestand der häuslichen Hauptmahlzeit. Man muss es wohl miterlebt haben, um es zu glauben, dass während der letzten Kriegsjahre eine ziemliche Ruhe in den auch in Holland erregbarer werdenden Städten verbürgt war, wenn sich zu einem erträglichen Brot auch Winterkohl und eine, dem, auf diesem und manchem anderen Gebiet so verwöhnten, holländischen Gaumen zusagende Kartoffel gesellte.

Auch für die enorme Fülle dieser, wie die Kartoffel, auch unter normalen Verhältnissen konjunkturrempfindlichen nationalen Leibspeise, den Kohl, ist der Export eines Teiles der Ernte unerlässlich. Wird diese Ausfuhr durch besondere Verhältnisse aber wirklich unterbunden, dann erst tritt die ganze Verwundbarkeit einer solchen arbeits- wie kapitalintensiven Spezialkultur an den Tag. Eine mir unvergessliche Erinnerung: je mehr nach dem ersten ökonomischen

Nachkriegsfieber, das in Holland auch auf landwirtschaftlichem Gebiet zu einer starken Steigerung des Exportes führte, die deutsche Inflation fortschritt, um so mehr versandete schliesslich auch die Ausfuhr der gröberen und billigeren Feldgemüse nach dem Deutschen Reich. Da verstummte auch die letzte Hausfrauenklage in der Stadt, dass dieser Export die inländischen Preise unleidlich verteuere. Und immer lauter erklang im Herbst 1922 und 1923 der drängende Ruf der Amsterdamer Strassenhändler, die mit ihren Karren in langen Reihen durch die Strassen zogen: kauft uns 3 oder 5 kg Äpfel ab, wir schenken euch 2, 3, 5 Kohlköpfe dazu!

Ein Blitzlicht fiel auf verwundbare Stellen eines auf breite, kaufkräftige Nachfrage angewiesenen spezialisierten Anbaues.

Ein Ackerbaugebiet ganz eigener Art und besonders vervollkommneter Technik besitzen die Niederlande in ihren nordöstlichen abgetorften Moor- kolonien. Hier tritt die Viehwirtschaft stark in den Hintergrund, sind Spät- kartoffeln, Roggen und Hafer, in intensivem Fruchtwechsel mit einer ganzen Reihe von Handelsgewächsen, die Grundlage der Bauernbetriebe. Vor allem wieder seit den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkrieg haben nicht nur die der land- wirtschaftlichen Kultur zufallenden Flächen, sondern namentlich die Ernte- erträge der Hauptkulturen so zugenommen, dass eine industrielle Verwertung im grossen: einerseits der Kartoffeln zu Kartoffelmehl, andererseits des in der vieh- schwachen Wirtschaft nicht in nennenswertem Masse verwendbaren Roggen- strohs zu Strohkarton, eine immer wichtigere Ergänzung wurde. Dies ist das, dem wirtschaftlich schauenden Auge sich so leicht einprägende Bild des Ge- bietes, in dem sich die Provinzen Groningen und Drente teilen: dieser intensive, vielseitige Ackerbau, dem alle «Romantik» fehlt; die zahlreichen Schornsteine der beiden landwirtschaftlichen Hauptindustrien (teilweise in privaten, vorwiegend in genossenschaftlichen Fabriken) und der lebhaft Frachtverkehr auf den grossenteils schon für den Torfabtransport gegrabenen Kanälen.

* * *

Lassen wir in diesem Zusammenhang, wo es doch nur auf die Hauptfrage- stellung der Aarauer Zusammenkunft ankommt und es mir auch nicht obliegt, ein irgendwie vollständiges Bild zu zeichnen, nicht nur die ja ziemlich bekannte Vieh- und Milchwirtschaft, sondern auch die feinen und feinsten Spezialitäten der holländischen Gärtnerei beiseite.

Sind die Niederlande, wo, wenn ich mich recht erinnere, im Jahre 1928 zuerst der Ausfuhrwert der Fabrikate jenen der Agrarprodukte um einige Mil- lionen übertrifft, ein «Agrar- oder ein Industriestaat? Eine veraltete Anti- these»! Hier drängt sich Sombarts Unterscheidung der Boden- und der Arbeits- oder Veredlungsländer doch wie von selbst auf.

Ein Arbeitsland, das auf der Exportseite seiner Agrarbilanz (1928) neben die zirka 340 Millionen Gulden seiner Vieh- und Molkereiprodukte auch noch etwa 250 Millionen Gulden an Acker- und Gartenbauprodukten stellt.

Ein Arbeitsland, das seine Landwirtschaft vorwiegend in kleinen und kleinsten Betrieben ausübt, wo die Hälfte der reichlich 220.000 Betriebe über 1 ha auf die Grössenklasse 1—5, fast 48 % auf diejenige von 5—50 entfällt ¹⁾.

Frost, seine Eindrücke der Jahre 1903—1905 und diejenigen des Sommers 1929, mit dem Auge des Deutschen, vergleichend, kommt, was die privatwirtschaftliche Lage der Bauern in allgemeinen betrifft, zu einem verhältnismässig optimistischen Schluss, dessen Berechtigung ein holländischer Agrarpolitiker bestreitet, indem er hervorhebt, dass von einer irgendwie befriedigenden Rendite schon seit Jahren keine Rede mehr sei, dass im Gegenteil, von diesem Gesichtspunkt aus, schon seit 1920 eine kritische Lage vorhanden sei, die sich in niedrigen Arbeitslöhnen und niedrigem Unternehmergewinn äussere.

Gerade in bezug auf die intensivsten, ganz kleinen Gartenbetriebe im Westen bin ich schon oft geneigt gewesen, noch weiter zu gehen. Dass diese sich abrackern den Leute, die praktisch alles, was sie zum Lebensunterhalt brauchen, kaufen müssen, in einigen wenigen Spezialkulturen mühsam ihre Schuld- und Pachtzinse und darüber hinaus einen kargen Arbeitslohn verdienen, das habe ich in Holland oft als eine sehr schwere Nachtseite dieses Überflusses an herrlichen materiellen Dingen empfunden. Übrigens kommt Frost hier in bezug auf die niederländische Landwirtschaft überhaupt zu einem nachdenklichen Schluss. Er schreibt (S. 231): «Hätte die holländische Landwirtschaft die Zinsen zu zahlen, die heute in Deutschland für kurz- und langfristige Kredite vom Landwirt gefordert werden, so würde auch sie, trotz aller Tüchtigkeit der holländischen Bauern und Gärtner und trotz der wirtschaftlichen Verhältnisse dortzulande mit zerbrochenen Flügeln am Boden liegen.» Nun, gerade viele der Gärtner, aber nicht nur sie, wandern auf einer so schmalen Strasse zwischen Schuldverpflichtungen und Preischancen dahin, dass sie, auch ohne die hohen deutschen Zinssätze, ein Weichen der Preise sofort mit einem Sinken der Lebenshaltung ihrer Familie, und, wenn's schlimm kommt, mit ihrer ganzen Existenz bezahlen müssen.

II.

Was nun die Periode des fast ununterbrochenen Aufstiegs und der Spezialisierung der niederländischen Landwirtschaft (im weitesten Sinne des Wortes) anbelangt, so erscheint es mir nicht richtig, zu sagen, dass dieser Aufstieg, diese Expansion vor allem deswegen ermöglicht worden sei, weil man am Freihandel festgehalten hat. Sondern ich glaube, man erfasst die Zusammenhänge, einmal in Parallele zu Dänemark, andererseits zur Schweiz, leichter, wenn man den Sachverhalt, ich möchte herzhaft sagen, vom Kopfe auf die Füsse stellt:

In einer ausserordentlichen, vielleicht gar einmaligen Periode in der Geschichte West- und Mitteleuropas haben ungeheure Chancen eine solche Umstellung und Intensivierung, eine solche Ausdehnung weit über die Aufnahmefähigkeit des, trotz der starken Volksvermehrung und Volksverdichtung, recht kleinen Innenmarktes hinaus ermöglicht, dass der Freihandel, der sowieso für die

¹⁾ Eingehend bei Frost, S. 69 ff.

städtischen Konsumenten und die stark konzentrierten Handelsinteressenten schon lange gewissermassen eine Form normalen Denkens war, auch auf dem Gebiet agrarischen Absatzes eine Selbstverständlichkeit wurde, die seit dem Not-schrei der Weizenbauern in den achtziger Jahren nie mehr ernstlich in Frage gestellt worden ist.

Freilich dürfen mancherlei Vorzüge des Klimas und der Bodenverhältnisse nicht übersehen werden. Und zwar, was letztere betrifft, nicht nur jene der berühmten fetten Marschen, die jedem Hollandreisenden in die Augen springen, sondern auch diejenigen der leichten Böden, die man, in zäher Arbeit, für gärtnerische und halbgärtnerische Kulturen, so wie man sie brauchte, beinahe zubereiten gelernt hat (extremes Beispiel: die Blumenzwiebeln im Dünensand!). Die Sicherheit und Güte des Kohlbaues in Nordholland beruht nicht zuletzt auf starker Düngung, und zwar nicht nur mit Stall- und Kunstdünger, sondern auch mit dem in praktisch unbegrenzter Masse und in nächster Nähe zur Verfügung stehenden Baggerschlamm aus den Kanälen und Gräben. Die Seltenheit der Nachtfröste, wenigstens im Westen, ist ein für den Anbau der Frühkartoffeln wichtiger Umstand. Und was schliesslich der regulierbare Grundwasserstand für sämtliche Kulturen in diesem tiefgelegenen Westen bedeutet, gehört heute fast zu den Gemeinplätzen in der agrarökonomischen Literatur.

Nun gehört doch die ungewöhnliche Mannigfaltigkeit der landwirtschaftlichen und gärtnerischen Produkte, womit Holland auf den Weltmarkt tritt, zu den, gerade im Vergleich zu Dänemark, auffallenden Erscheinungen. Ich denke, es liegt doch wohl sehr nahe, diese mannigfachen Möglichkeiten einerseits «natürlich», andererseits aber auch aus der ausserordentlichen Dichtigkeit des holländischen Binnenmarktes heraus, und nicht aus einer Überlegenheit — etwa in Bezug auf Tüchtigkeit und Beweglichkeit der Holländer gegenüber den Dänen — heraus zu erklären!

Und mag man nun auch eigenes Verdienst noch so hoch veranschlagen — es höher zu tun als Frost in seinem neuen Buch ist ja kaum möglich:

Der springende Punkt bleibt doch die Lage, diese unglaubliche Lage am Wasser, zwischen den zwei nächsten Massenkonsumgebieten, London mit seinem Hinterland und Deutschlands «schwarzem Revier».

Auf dem Londoner Markt sind die Dänen auf milchwirtschaftlichem Gebiet in hohem Masse die Erzieher der Holländer gewesen, befanden diese sich noch in einem individualistischen Pantsch Stadium, als jene ihnen die Überlegenheit einer weiterblickenden Methode, die Stärke sicherer, guter Qualität und genossenschaftlicher, zentraler Lieferung, sehr fühlbar demonstrierten. Aber auch später, als die Holländer, diszipliniert und kontrolliert, wiederkamen, blieb dort auf der Dänen Spezialgebiet, Butter und Fleisch, vor allem bacon, ein gewisses Plus, bezüglich der genau dem englischen Geschmack angepassten, einheitlichen Lieferung, erhalten ¹⁾. Es war aber auch für Holland reichlich Platz vorhanden,

¹⁾ Dänische Spitzenleistungen, z. B. auf dem Gebiete der Exportschlächtereier, auf dem die Holländer erst in den Anfängen stehen! Hier habe ich in Aarau, in der Unterhaltung mit Prof. Dr. Pauli in Bern, einen Zusammenhang beleuchtet bekommen, den ich bis dahin nie so deutlich gesehen: im stark agrarischen Dänemark gibt es gewissermassen nur ein einziges «Loch», die

und auch für den Export holländischer Spezialprodukte stand England, etwa bis zum letzten Jahrzehnt vor dem Weltkrieg, an erster Stelle.

Dazu nun das rheinisch-westfälische Industriegebiet! Folgen wir hier Dr. Fritz Beckmann in einer besonders anregenden Studie ¹⁾:

«Der Ruhrbezirk (ist) . . . territorial ein grosser, geschlossener Landbezirk mit einheitlichem Sinn geworden. In dieser Ausdehnung vom linken Niederrhein, fast von der holländischen Grenze bis nach Lippstadt, von der Höhe des mittleren Münsterlandes bis südöstlich der Ruhr, am Rhein bis einschliesslich des bergischen Landes und der Kölner Bucht, liegt ein geschlossener Wirtschaftsbezirk vor uns. In seiner ganzen Ausdehnung wirkt die «Stadt», der Konsum eines Millionenheeres Nurkonsumenten, entscheidend. . . Dabei bewahrt die Schwerfälligkeit und Ungelenkigkeit der niedersächsischen Rasse, zu der auch die Bewohner des Niederrheines gehören, vor einer überstürzten, ruckartigen, unüberlegten Entwicklung. Aller Fortschritt wird mehrmals überlegt und kommt erst, wenn er ökonomisch denkbar ist.»

Zur Befriedigung dieses Ruhrgebietes nun, dessen Aufstieg, wie Beckmann hervorhebt, «wohl kleine Pausen, aber keine Rückschläge von 1850—1914 kannte», genügte das deutsche Niederrheingebiet nicht entfernt, sondern in diesen innersten Ring traten, seit Anfang unseres Jahrhunderts mit stets zunehmender Intensivität, Dänemark und Holland. Beide mit ihren vieh- und milchwirtschaftlichen Produkten, Holland ausserdem mit dem sich steigernden «Segen» acker- und gartenbaulicher Erzeugnisse, vom feinsten der Glashäuser und Fensterbeete des Westlandes bis zu den groben Feldgemüsen. Diesen Abtransport einheitlicher Ware nach Deutschland, sei es der Frühkartoffeln und des Kohles aus Nordholland oder auch der Erdbeeren aus Beverwyk bei Haarlem, muss man wohl einmal gesehen haben, um sich von der Dichtigkeit eines solchen Massenabsatzes eine Vorstellung zu machen. Dort fasst man auch sofort die Phantastik des Gedankens, dass sich hier die Schweiz mit grossen Quanten von Spezialartikeln hätte beteiligen können.

Selbstverständlich: konjunktur- weil preiseempfindlich war dieser Spezialitätenexport auch schon vor dem Krieg. Aber eine kaum mehr vorstellbare Sicherheit bot doch dieses deutsche «Revier». Und fast wie ein landwirtschaftliches «Paneuropa» erscheint einem jetzt das Bild, das Beckmann in «Die internationale agrare Arbeitsteilung Europas» um Deutschland herum schildert: eine Arbeitsteilung, die nicht nur als Abhängigkeit, sondern als Zusammenarbeit gesehen werden darf ²⁾.

eine Grossstadt Kopenhagen. In der Schweiz demgegenüber, mit ihrer stark dezentralisierten, dichten, vielerorts halbstädtischen Bevölkerung, ist die Distanz zwischen Produzent und letztem Konsument häufig so klein, dass die Einschaltung einer genossenschaftlichen Zwischeninstanz dadurch mindestens erschwert wird. Dasselbe gilt aber, wo der inländische Konsument regiert, in den überdicht besiedelten Niederlanden, mit ihrem Netz von kleinen, mittleren und grossen Städten. So ist z. B. in bezug auf Vertrieb und Standardisierung des Kernobstes noch nichts Bedeutendes gelungen und ist am glänzendsten durchgeführt (Frost S. 158) der Zusammenschluss im Verkauf der Gartenerzeugnisse im Westen, wo es sich um die verschiedensten Kulturen in geographisch getrennt liegenden, geschlossenen Produktionsgebieten handelt. Hier bringt Frost in seinem Kapitel «Genossenschaftswesen» vielerlei Interessantes, auch über neueste Fortschritte.

¹⁾ Dr. Fritz Beckmann, Prof. an der Landwirtschaftlichen Hochschule Bonn-Poppelsdorf, *Der Bauer im Zeitalter des Kapitalismus*, Schmollers Jahrbuch, 50. und 51. Bd. (1926/27), S. 724.

²⁾ Kieler Vorträge usw., Nr. 16, Kommissionsverlag Gustav Fischer, Jena 1926.

Mir will es immer so scheinen: eine nachdenkliche Betrachtung gerade dieser verquickten landwirtschaftlichen Dinge führt einen niemals zum Dogma, sondern geradeswegs in die Arme der «verstehenden Nationalökonomie» hinein!

III.

Der letzte, das Jahr 1929 behandelnde Bericht der Landwirtschaftsdirektion des Departementes des Innern und der Landwirtschaft¹⁾ ist erst vor kaum vierzehn Tagen — und wohl absichtlich so besonders spät — erschienen, um wenigstens in den Anbau- und Preistabellen einige vergleichende Zahlen über 1930 bringen zu können. Im ausführlichen Textteil, im Situationsbericht, ist aber nur vom vorhergehenden Jahr die Rede.

Dieser offizielle Bericht nun lässt — nehmt alles nur in allem — noch keine sehr pessimistische Gedanken aufkommen.

Freilich ist von einigen ernsten, als direkte Folgen der Weltagrarkrise anzusprechenden, Erscheinungen die Rede und auch von «normalen» Wellenbewegungen, die daneben hergehen. Das volle Licht fällt aber in diesem Bericht über die landwirtschaftliche Gütererzeugung, der sich über die ökonomische Lage der produzierenden Menschen nur in einem kurzen Kapitel äussert, auf die ganze Vielseitigkeit der nicht nur den Gaumen, sondern auch das Auge erfreuenden Leistungen an Binnen- und Aussenmarkt. Es ist unmöglich, nicht zu erkennen, dass es manchen Zweigen der so oft fliessend ineinander übergehenden holländischen Land- und Gartenwirtschaft im Jahre 1929 noch verhältnismässig gut ging! Eine zu Ende gehende gute Konjunktur, was sich bei zahlreichen Bauern und Gärtnern schon peinlich bemerkbar machte. Aber keine Krisis. Greifen wir heraus:

Der Gemüsebau litt an vielen Stellen und in manchen Spezialitäten unter den Folgen des exorbitant kalten und späten Winters; so waren die Resultate des Frühkartoffelbaues (einer sehr grossen 1928er Ernte folgend) schlecht, weil diese holländische Frühkartoffel erst marktfähig war, als Italien und selbst Belgien schon längst nach dem Hauptexportland, Deutschland, lieferten; Preisfall war die unausbleibliche Folge; was die feinen Treibhaus- und Glasbeetgemüse betrifft, steht schliesslich einer mengenmässigen Zunahme (gegenüber dem guten Jahr 1928) von 504 Millionen kg auf 527,7 Millionen kg eine wertmässige Abnahme von 68,8 auf 62,8 Millionen Gulden gegenüber; die privatwirtschaftlichen Ergebnisse werden fast allgemein ungünstig beurteilt, was aber eine weitere Umstellung kleinster Bauernbetriebe, denen es teilweise noch schlechter ging, nicht verhinderte;

...eine typische Erscheinung: den unser Schönheitsgefühl befriedigenden Luxuskulturen, den blühenden Kassen, Gärten, Feldern, ging es 1929 fast durchwegs ziemlich gut; so den Boskooper Zierpflanzen, deren Aufgabe es war, eine Menge Erfrorenes in Gärten und Parks zu ersetzen: von Gewitterwolken, so von einer bedrohlichen Sparsamkeit deutscher Stadtverwaltungen ist die Rede, von einer Krisis aber nicht; — die Aalsmeerer Sommer- und Herbstblumen, obenan Rosen, Flieder, Chrysanthenen, werden, dank der regelmässigen Flugzeugversendung, in Europa immer «beweglicher»; — die Blumenzwiebeln, ein wichtiger Exportposten, erleiden in der Ausfuhr einen mengenmässigen Verlust von 42,8 auf 34,3 Millionen kg, der Exportwert ist aber nur von 42,7 auf 40,8 Millionen Gulden gesunken.

¹⁾ Verslagen en Mededeelingen, 1930, 2, 's Gravenhage, Alg. Landsdrukkery. Erschienen Juni 1931.

Aber auch in bezug auf die eigentliche Landwirtschaft gibt es manch einen Lichtblick.

Sowohl für die Schweinemast wie die Schweineaufzucht war 1929 finanziell ein günstiges Jahr, weil beide von dem Preisrückgang des Mais Vorteil zogen und den Preissturz des zu einem wesentlichen Teil verfütterten eigenen Roggens kaum verspürten;

die Rindviehhaltung hatte, in Zusammenhang mit der grossen Kälte, eine lange und teure Stallperiode, die Exportverhältnisse jedoch blieben günstig, auch der Fleischverbrauch im Inland nahm noch zu;

Butter: die Produktion, mengenmässig auch der Export, ist noch ein wenig gestiegen, der Exportwert von 88 auf 86,3 Millionen Gulden zurückgegangen;

ähnlich der Käse: die Exportmenge ist von 92 auf 96.000 Tonnen gestiegen, der Exportwert von 56,4 auf 55,8 Millionen Gulden rückläufig.

Im ganzen also treten uns aus diesem offiziellen Bericht Landwirtschaft und Gärtnerei in ihrer grossen Beweglichkeit, mit ihren mannigfachen Möglichkeiten, mit ihrem grossen Vorsprung entgegen. Und der Gedanke drängt sich förmlich auf, dass ein solcher Vorsprung zwar, wie Aereboe sagt, wohl nicht ewig dauern werde, dass er aber, ohne eine Häufung wirtschaftlicher und politischer Katastrophen in Europa, nicht plötzlich oder im Verlauf weniger Jahre zu erschüttern sein dürfte.

IV.

Das nimmt aber alles nicht weg, dass eine starke Beunruhigung schon im fortschreitenden Jahr 1929 bei den direkt Beteiligten spürbar war und vor allem seit 1930 immer weitere Kreise erfasste. Wo finden wir die Erklärung?

Da nun ein zusammenhängender Bericht offizieller oder sonstiger Art bisher nicht vorliegt und ich hier in Zürich der mir begreiflicherweise nur sehr unvollständig zugänglichen fachlichen wie tagespolitischen Presse nur ab und zu einige Daten und Zahlen habe entnehmen können, bin ich gezwungen, mich an dieser Stelle auf einige Eindrücke zu beschränken. Vielleicht ergibt sich später die Gelegenheit, hieran einen solideren Faden zu befestigen.

Da gibt es zunächst gewisse symptomatische, aber gerade deswegen soziologisch interessante Erscheinungen zu verzeichnen.

Im Frühwinter letzten Jahres strömten die Bauern verschiedener Ackerbaugebiete in Versammlungen zuhauf, wie sie Holland meines Wissens noch niemals erlebt hat. Da ist kein Konrad Keller erstanden und keine Schrift «gegen die Federhelden» in die Welt geschleudert worden. Aber bittere Klagen und Vorwürfe ertönten an allen Ecken und Enden gegen eine den Bauern feindlich erscheinende und unbegreifliche Welt:

— Wo waren denn 1914—1918 der deutsche und der polnische Zucker, die Donaugerste, das russische Getreide? Weder Bauern noch Landarbeiter des Groninger Plattelandes haben es verdient, dem Elend und der Verarmung preisgegeben zu werden. — Wenn es noch lange so weitergeht, verliert der Groninger Ackerbau in sich seine Existenzberechtigung, ist er nur noch auf Grund anderen Vermögensbesitzes eines Teils der Grossbauern aufrechtzuerhalten. — Was soll denn hier werden, so erklang es aus Zeeland und Groningen beiden, wenn die intensivsten Betriebe nicht mehr zu halten sind? — Wie sonderbar muss es

doch in den Köpfen unseres Volkes aussehen, dass man immer noch fortfährt, Hunderte von Millionen à fonds perdu zur Trockenlegung der Zuidersee und zur Urbarmachung magerer Heideflächen auszugeben, während ein immer grösserer Teil des bestehenden Bodens mit einem Minus abschliesst und im Werte sinkt? — Und so fort.

Auch in der städtischen Presse aber — und das ist ein viel merkwürdigeres Symptom — nimmt die Agrarkrisis einen immer breiteren Raum ein. Ich möchte mich hier häuslich ausdrücken, denn ich kann es eigentlich noch immer nicht recht fassen, dass ich in der Zürcher Museums-gesellschaft jedesmal mit Sicherheit darauf zählen kann, im liberalen Amsterdamer «Handelsblad» lange landwirtschaftliche Artikel zu finden.

Stadt und Land haben sich in den Niederlanden schon seit langer Zeit weit auseinander gelebt. Es ist mir noch sehr lebhaft in der Erinnerung, wie sehr ich selbst mit meinem während des Zürcher Studiums erweckten Interesse für landwirtschaftliche Zusammenhänge manchmal Zielscheibe guter und schlechter Witze war. Die holländischen Stadtbewohner fühlen sich nicht, wie Professor Landmann es einmal so nett von den Bewohnern zahlreicher Schweizer Städte sagte, wie Bauern in der Diaspora!

In jener Zeit gehörte die Rubrik «Landwirtschaft und Fischerei», meistens nur Marktpreise enthaltend, zu den Blattfüllungen einer der grössten Tageszeitungen. Bis im Krieg die Leistungen der eigenen Landwirtschaft und die Möglichkeiten der Steigerung namentlich derjenigen des Getreidebaues für die Volksernährung zum Tagesgespräch der Stadt, zu einer ihrer dringlichsten Sorgen wurde.

Dass aber nun in den Zeitungen — zum Teil im Zusammenhang mit den im Parlament zu beratenden Hilfsmassregeln — die Produktionsgrundlagen und Umstellungsmöglichkeiten in langen Artikeln behandelt werden, das ist meines Wissens in den Niederlanden eine ganz neue Erscheinung. Daher, wie mir scheint, die oft hochgradige Nervosität (in einer Zeit, da auch die Konjunktur auf anderen lebenswichtigen Gebieten zu Ende ist), von der mir sozusagen jede Zeitungsnummer, ja sogar fast jede Privatäusserung die Beweise bringt.

Es liegt nahe, dass wir die kranken Stellen, in erster Linie, bis vor kurzem eigentlich ausschliesslich, im Ackerbau zu suchen haben. Da ist:

zunächst das gesamte Zuckerproblem, das, Holland mit seinen Rohrzuckerinteressen und einer grossen Zuckerindustrie schon in zweifacher Richtung peinlich treffend, namentlich auf den Seemarschen als eine ernste und schon seit Jahren bestehende Zuckerrübenkrise in die Erscheinung tritt;

dazu gesellt sich, und zwar in denselben Gebieten, eine scharfe Rentabilitätssenkung herbeiführend, der Sturz der Weizenpreise auf den Vorkriegsstand und darunter: im Herbst 1930 notierte der Weizen an der Groninger Börse 7. 70 Gulden per q, gegenüber 8. 80 Gulden im Durchschnitt der Jahre 1884—1900;

und schliesslich sind die nordöstlichen Moorkolonien durch den Sturz der Roggenpreise, die Fabrikkartoffelüberproduktion ¹⁾ und die stagnierenden, weil

¹⁾ Hier schaut aber auch eine «normale» Krisisursache um die Ecke: in der Form zweier abnormal grosser Ernten, deren Wirkung dann im Herbst 1929 durch den erhöhten deutschen Kartoffelzoll verschärft wurde. Die ganze Ernte musste im Inland untergebracht werden.

auf gewaltigen Vorräten sitzenden Strohkarton- und Kartoffelmehlindustrien aus den Fugen geraten, zum Teil sogar allmählich geradezu notleidend geworden.

Es handelt sich also gewiss nicht um eine allgemeine Landwirtschaftskrise, auch nicht um eine Ackerbaukrise auf gewaltigen Bodenflächen, nichtsdestoweniger aber, auf den besten Böden der südwestlichen Inseln, in Teilen der Provinzen Nordholland und Groningen einerseits, in dem Mustergebiet ackerbaulicher Technik und Intensität im Nordosten andererseits, um etwas sehr Ernstes: um einen ins Herz getroffenen Fruchtwechsel. Dass, weil es sich um besonders arbeitsintensive Kulturen handelt, besonders in den Zuckergebieten und vor allem in den Moorkolonien ein Arbeitslosenproblem sich dazu gesellt, sei hier nur angedeutet.

V.

Was ist nun zur Abschwächung der Krisis geschehen, bzw. befindet sich in Vorbereitung? Dass es sich in den Niederlanden nicht um eine Abschwenkung zur Schutzzollpolitik handeln kann, braucht wohl nicht ernstlich gesagt zu werden.

Und da ist also wohl die erste Frage die, inwieweit es etwa schon gelungen sei, sich umzustellen, wie das Rezept heisst, das man den Landwirten so oft, ohne sich über die Schwierigkeit der Anwendung und die Langsamkeit der Wirkung im klaren zu sein, ins Haus schickt.

Die offizielle «Staatscourant» hat ganz kürzlich in der Gestalt der vorläufigen Anbauzahlen 1931 eine kleine Momentaufnahme publiziert — das Alg. Handelsblad, auf das ich mich stütze, bringt nur einen kurzen Auszug —, von der man sich bewusst sein muss, dass sie bezüglich der Dauermöglichkeiten noch recht wenig aussagt. Aber eine Tendenz ist sichtbar:

die Wiesen haben mit reichlich 20 % zugenommen;

ansehnlich auch die Feldbohnen;

wesentlich abgenommen haben die Fabriks-, noch etwas zugenommen die Speisekartoffeln;

Flachs, 1929 noch mehr als 19.000 ha umfassend, ist auf weniger als die Hälfte eingeschrumpft;

bei anderen Spezialkulturen gibt es eine Reihe von Verschiebungen nach oben und unten, wie sie bei diesen sogenannten Handelsgewächsen sowieso zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehören;

Zuckerrüben, 1927 noch fast 70.000 ha, haben gegenüber dem Durchschnitt der letzten drei Jahre 43 % eingebüsst;

neben einer Einschränkung der anderen Getreidearten (der Zeitungsauschnitt gibt keine Zahl an) steht, im Zusammenhang mit dem kürzlich vom Parlament angenommenen «Weizengesetz» und zum Schrecken vieler Staatsbürger, eine Zunahme der Weizenfläche von nicht ganz 20.000 ha.

Aus diesen vorläufigen Mitteilungen geht also hervor, dass man an mehreren Orten bestrebt ist abzubiegen, aber wohl auch, dass es eine grosse Umstellungsmöglichkeit innerhalb der Sphäre des Ackerbaues, aller Voraussicht nach, nicht mehr gibt, ohne Preisgabe eines wesentlichen Teiles der Intensität und ohne dass gerade besonders arbeitsintensive Kulturen auf der Strecke bleiben.

So erhebt sich also die andere Frage: hat der Staat eingegriffen, und wo? Übergehen wir die direkten Notstandsunterstützungen von einigen Millionen Gulden aus der Staatskasse an die Bauern in den Moorkolonien, denen keine prinzipielle Bedeutung innewohnt.

Daneben stehen zwei Massregeln gesetzgeberischer Art, die den Zweck verfolgen, dem Weizen- und dem Zuckerrübenbau unter die Arme zu greifen.

Was den letzteren betrifft, so ist zuerst im Jahre 1929 eine vorübergehende kleine Erhöhung des Zuckerzolles, infolge des weiteren Preissturzes des Zuckers, wirkungslos verpufft.

Der Erfolg des zweiten «Zuckergesetzleins», das für 80 % der Fläche (damit nicht die Gefahr einer Ausfuhr unterstützten Zuckers entsteht) einen Zuschuss von 4. 50 Gulden per 1000 kg Zuckerrüben garantiert, — dieser Betrag gab einem Bauernführer zur Frage Veranlassung, ob denn der Rübenbauer an diesem Produkt keinen Gulden weniger verlieren dürfe als an anderen, wurde aber auch z. B. vom Handelsblad als zu niedrig erachtet —, ist nicht grösser gewesen. Niedrig angesetzt, wohl um den Widerstand des Parlamentes zu brechen, hat die «Zuckerprämie» ihren Zweck, den ganz besonders arbeitsintensiven Rübenbau wenigstens in der Ausdehnung der letzten Jahre zu erhalten, nicht erfüllt.

So steht im Mittelpunkt des Interesses das mit kleiner Mehrheit in der Zweiten Kammer, mit noch kleinerer in der Ersten Kammer angenommene und am 4. Juli in Wirkung tretende Weizengesetz, das (nur auf die Hauptsache kommt es hier an) einen Beimahlungszwang von 20, höchstens 25 % und einen Richtpreis für inländischen Weizen von 12. 50 Gulden vorsieht.

Dieses vorläufig für vier Jahre geltende Gesetz hat in Holland eine starke Erregung ausgelöst, die gerade jetzt wieder, seit dem Bekanntwerden der vorläufigen Anbauzahlen, frisch aufgeflammt ist. Fast 20.000 ha Mehranbau von Weizen (in diesem Fall vom sonst unwichtigeren Sommerweizen, weil zur Zeit der Wintersaat das Schicksal des Gesetzes noch nicht feststand)! In der Erregung vergisst man die doch so naheliegende Tatsache, dass gleichzeitige Einschrumpfung von Zuckerrüben und Weizen für gewisse Gebiete eine Katastrophe bedeutet hätte, so dass Zunahme der Sommerweizensaat, da ein vorläufiger Überbrückungsmodus nun einmal Gesetzeskraft erlangt hatte, eine Selbstverständlichkeit ist.

Seitdem der Gesetzesentwurf, wie das Handelsblad schreibt, seinen Leidensweg durch die Kammern antrat, hat er zu endlosen Kontroversen Veranlassung gegeben und diese haben, soweit ich es von hier aus beurteilen kann, alles in allem den Beweis erbracht, dass Stadt und Land in einem bedenklichen Masse, und wie vielleicht noch nie zuvor, in ihrem Denken auseinanderklaffen.

Da gibt es in der Stadt die unendlich vielen, bis auf die Knochen wenigstens in ökonomischem Sinn liberalen Staatsbürger, für die der blosser Gedanke an einen staatlichen Zwang bezüglich der Zusammensetzung des Brotes, für die das Gespenst einer bürokratischen Ausführung durch die ins Leben gerufenen Weizen- und Übernahmezentralen einen «Rückfall ins Mittelalter» bedeutet. Vielleicht hat man sonst nirgends soviel von den Weltwirtschaftskonferenzen erhofft, vielleicht ist man auch nirgends so sehr von der Tatsache überrumpelt worden, dass nicht nur die grossen Bodenländer für ihre wuchtigen Flächen, sondern auch

intensive Arbeitsländer ein Getreideproblem besitzen, das weder kurzfristig noch längs liberalistischen Wegen lösbar ist.

Da sind andererseits die einen politischen Faktor von Belang bildenden Sozialdemokraten, die sich sehr lebhaft an den Debatten beteiligt haben. In ihren Reihen gibt es eine Mehrheit, die für den Augenblick (in dem an einigen Stellen des industriellen Lebens, vermutlich auch bald im Hafen, der Kampf um den Lohn beginnt) eine wenn auch nur geringe Brotverteuerung befürchtet, die im allgemeinen für die spezielle privatwirtschaftliche Not der niederländischen Bauern und Pächter in erster Linie die Agrarverfassung, vor allem aus die Pachtverhältnisse verantwortlich macht, und die auf lange Sicht den west- und mitteleuropäischen Getreidebau zwischen Übersee und Russland sowieso als verloren betrachtet.

Mir will es so vorkommen, dass die einen wie die anderen dabei die Tatsache aus ihrem Bewusstsein verdrängen, dass es zwar nicht schwer ist, sich eine Wiederaufforstung gewisser Roggenkomplexe in dünnbesiedelten Teilen Ostdeutschlands auszumalen, wohl aber, sich von den gewaltigen Folgen der Abschnürung eines intensiven Ackerbaues (wozu vorderhand das Getreide gehört) eine Vorstellung zu machen.

Dass nun die Bauern und ihre Organisationen alledem keine entgegengesetzte Theorie gegenüberstellen, ist selbstverständlich. Alle anderen Betrachtungen wurden im letzten Winter und werden auch jetzt durch den Schrei übertönt, dass sie nicht zugrunde gehen wollen. Und dies allerdings ist kein Argument, aber eben eine jener Kräfte, die starke Impulse, vielleicht noch viel stärkere *Widerstände* auszulösen imstande sind. Deshalb fordern sie augenblicklich, und wohl mit Recht, dass man nun zuerst einmal dieses nicht welterschütternde Weizengesetz in Wirkung treten lasse und die Debatte vertage.

VI.

Hier haben wir die eine Frage, die Holland — unter immerhin doch relativ günstigen Gesamtverhältnissen: in der heutigen Aufregung wird dies nur zu oft vergessen! — mit der Weltagrarkrise verbindet.

Daneben gibt es aber noch eine andere, die jedoch von jener, was aus dem Ackerbau werden soll, nicht gelöst werden kann.

Die Groninger Landwirtschaftsgesellschaft empfahl in ihrem neuen Dringlichkeitsprogramm, vor allem den Moorkolonien: Übergang zu dem, was man in den Niederlanden als den «gemischten Betrieb» bezeichnet, mit andern Worten: möglichste Abkehr vom reinen Ackerbau, Übergang zur Rindvieh- und, wegen des Roggens, vor allem zur Schweinehaltung.

Unter dessen sind nun aber auch die vieh- und milchwirtschaftlichen Preise stärker ins Gleiten gekommen — und die Anzeichen und Beispiele einer gewissen *sauve-qui-peut*-Politik, u. a. auf dem Londoner Markt, mehren sich.

Hier liegt eine Schicksalsfrage, die für die Schweiz, Dänemark, Holland, alle drei, vor allem aber doch für die mit so gewaltigen Quanten den Weltmarkt suchenden zwei nordwesteuropäischen Kleinstaaten von allergrösster Bedeutung ist.